Giftige Pfeile.

Eine mysteriöse Geschichte von Chlodwig Graf zu Sahn-Wittgenstein.

Ja, ich habe gemordet, gemordet mit kalter Ueberlegung.

Ich besaß einen Jugendfreund. Wir liebten beide dasselbe Mädchen. Ihm gab sie den Vorzug.

Seit dieser Zeit hatte es mich erfaßt, das leidenschaftliche Gefühl des Hasses, der Wunsch nach Rache. Langsam reifte der furchtbare Plan in meiner Phantasie, den Räuber meines Glückes aus der Welt zu schaffen.

Das glückliche Paar merkte nichts. Ich war sein bester Freund und fast täglicher Gast in seinem trauten Heim.

Er hatte gleich mir in früheren Jahren weite Reisen unternommen. Von dieser Fahrten brachte er Waffen und Geräthe aller Art mit in die Heimath. Unter diesen Gegenständen befand sich unter anderem auch ein Beutel aus Tapirhaut, luftabschließend gedichtet mit dem rohen Safte des Kautschukbaumes. Dieser Beutel stammte aus Südamerika und enthielt eine Anzahl von jenen todtbringenden, mit Curare vergifteten, bolzenartigen, hohlen Dornenspitzen aus dem eisenharten Holze einer Akazienart, jene furchtbaren Geschosse der Indianer, die sie aus Blasröhren ihren Feinden entgegensenden.

Ein solcher Dorn sollte mir zur Ausführung meiner Rache dienen.

Noch ein weiterer Umstand kam mir sehr zu statten.

Meinem Freunde bereitete es neben anderen harmlosen Passionen ein großes Vergnügen, aus einer Luftpistole mittels kleiner Eisenbolzen nach der Scheibe zu schießen. Er forderte mich häufig auf, [illegible] dieser ungefährlichen Schießerei, die in seinem Jagdzimmer vor sich ging, theilzunehmen. Und dadurch gab er mir selbst das Mittel in die Hand, meinen Mordplan zu vollziehen.

Ich hatte bei dem letzten Pistolenschießen einen jener Bolzen heimlich zu mir gesteckt, nachdem ich mich vorher unbemerkt eines der Giftdörne versichert hatte.

Ich nahm nun den Pistolenbolzen, entfernte die Eisenspitze und befestigte an ihre Stelle mit großer Vorsicht den Giftdorn.

Das Mordwerkzeug war fertig; jetzt handelte es sich nur noch um die passende Gelegenheit, es zu verwenden.

Schon nach wenigen Tagen trat dieser Fall ein.

Ich war bei meinem Freunde zu Mittag geladen. Nachmittags wollte er mit mir nach der Scheibe schießen.

Es verlief alles programmmäßig. Den präparirten Bolzen trug ich natürlich bei mir.

Ich schoß sehr schlecht, denn die Hände zitterten mir. Es ist eben keine Kleinigkeit, wenn man einen Mord beabsichtigt.

Ich hielt die Pistole in der Hand, als mein Freund sich anschickte, eine neue Scheibe zu befestigen.

Er wandte mir den Rücken zu, und diesen Augenblick benutzte ich. Rasch steckte ich den Giftbolzen in die Pistole, zielte scharf nach seinem Hinterkopfe und schoß ihm den Bolzen in den oberen Theil des Halses, der von den Haaren bedeckt war. Er zuckte jäh zusammen und rief: „Was machst Du denn, paß doch besser auf!"

Dann fuhr seine Hand nach dem Hinterkopfe, fiel aber wie gelähmt herab. Hierauf sank sein Körper zu Boden. Etwa zwei Minuten währte der Todeskampf, dann war es vorbei.

Ich überzeugte mich, daß er wirklich todt sei, und zog ihm den Bolzen aus dem Halse. Der Dorn hatte keine sichtbare Wunde verursacht. Dann schlug ich Lärm, that so, als ob ich mich verzweifelt um meinen am Boden liegenden Freund beschäftigte, und rief um Hülfe. Der Arzt untersuchte die Leiche und constatirte plötzliche Herzlähmung; dasselbe Resultat ergab die spätere Leichenschau. Nicht der leiseste Verdacht fiel auf mich.

Herzbrechend war der Jammer der jungen Frau, als sie an der Hülle ihres todten Gatten stand. Ich weidete mich an ihrem leidenschaftlichen Weh und sog mit förmlicher Wollust jeden Schmerzenslaut der Schwergeprüften ein. Ich dachte mir: „Warte nur, mein süßes Täubchen, bald sollst Du nur noch für mich girren. Das Feld ist ja jetzt frei."

Aber alle meine Bemühungen blieben vergeblich. Mein zartes Werben wurde nicht beachtet. Eine schreckliche Wuth bemächtigte sich meiner. Habe ich darum meine Seele mit einem Morde belastet?

Verschmähte Liebe, Haß und heimliche Angst trieben mich zu dem Entschlusse, das begehrte Weib ihrem Gatten in den Tod nachzusenden.

Das Curare durfte ich nicht mehr zu Hülfe nehmen. Es würde zu sehr aufgefallen sein. Doch abermals gelang mir die Sammelwuth meines verstorbenen Freundes ein unfehlbares Mittel, das Verbrechen ohne Gefahr für mich auszuführen. Seinen größten Stolz enthielt nämlich eine Kiste mit starkem Glasdeckel. In dieser befand sich, warm gebettet auf Moos und wollenen Tüchern, eine lebende Schlange.

Dieses Reptil war ein Exemplar jener kleinsten und seltensten, dafür aber allergiftigsten Vipern, die der Erdball trägt. Es war eine schwarze Federschlange aus Californien. Der Biß dieses Reptils wirkt augenblicklich und ist unbedingt tödtlich.

Diese Schlange hatte ich mir zur Vollstreckung meiner feigen That auserkoren. Sie sollte die Mörderin der jungen Frau werden.

Lange überlegte ich die Inscenirung des Verbrechens. Endlich hatte ich dasselbe bis ins kleinste ausgeklügelt.

Eines Vormittags saß ich wie gewöhnlich in dem Salon der jungen Wittwe. Sie hatte einige häusliche Besorgungen und bat mich, sie eine kleine Weile zu entschuldigen.

Dieser Moment war günstig.

Ich zog eine feine Drahtschlinge hervor, befestigte dieselbe an dem unteren Ende meines Stockes und schlich mich in's anstoßende Gemach, in dem sich die Kiste mit der Schlange befand.

Mit großer Vorsicht schob ich den Glasdeckel der Kiste zurück und trat dann rasch einen Schritt nach rückwärts.

Die Viper, die zusammengerollt auf den Tüchern lag, zischte mich zwar sofort an, war aber zu einem wirklichen Angriff wohl zu träge.

Ich versuchte nun den Hals der Schlange in die Drahtschlinge zu bekommen; nach einigen Mißerfolgen gelang dies endlich. Ich zog die Schlinge zu und hob den Stock, an dessen Ende nun der Körper der Schlange baumelte.

Dann trug ich, das Stockende mir weit ab vom Leibe haltend, meine Gefangene in den Salon und ließ sie in den Nähkorb der jungen Frau gleiten. Durch leichtes Schütteln mit dem Stocke löste sich die Schlinge, und das gefährliche Thier war wieder frei. Hierauf schlug ich rasch den Deckel des Körbchens zu und schloß, um ein Entrinnen der Schlange zu verhindern, den Riegel des Korbes.

Nachdem ich jede Spur meines Verbrechens verwischt hatte, ließ ich mich in einen Fauteuil fallen und wartete beklommenen Herzens auf das Erscheinen meines armen Opfers.

Nach geraumer Zeit betrat die junge Frau den Salon und ließ sich mir dis-a-vis nieder.

Eine Weile saßen wir schweigend einander gegenüber, dann hob die junge Wittwe plötzlich das graziöse Köpfchen und sagte mit tonloser Stimme:

„Glauben Sie nicht, mein Freund, daß ich meinem heißgeliebten Manne bald in den Tod nachfolgen werde? Es beschleicht mich so manchmal eine Ahnung meines nahen Endes."

Ich fuhr zusammen und wurde sehr bleich.

Ein wilder Krampf erfaßte mein Herz. Schweißtropfen perlten mir von der Stirn, und ein Wort der Warnung würgte mir im Halse, aber ich sprach es nicht.

Ich bemerkte noch eben, wie ihre Hand in der Tiefe des Korbes verschwand. Dann ertönte ein markerschütternder Schrei, das junge Weib schnellte empor, und an ihrem Finger hing die schwarze Federschlange.

Dann taumelte sie nach der Thür, brach aber auf halbem Wege zusammen. Und als ich nun hinzusprang, war das Leben schon entflohen. Ihre Hand war bereits schwarz bis über's Gelenk. Die Viper hatte ihre Arbeit gut vollbracht.

Und wieder schlug ich Lärm. Wieder füllte sich das Zimmer mit schreckensbleichen Menschen.

Noch besser als beim ersten Morde gelang es mir diesmal, Schrecken und Schmerz zu heucheln; denn diesmal war es nicht bloße Heuchelei.

Inzwischen war der Arzt geholt worden. Er konnte aber nur den eingetretnen Tod der jungen Frau feststellen. Alle Wiederbelebungsversuche blieben umsonst.

Und wieder fiel kein Verdacht auf mich. Die eingeleitete Untersuchung ergab nichts Belastendes.

Die arme junge Frau wurde unter allgemeiner Theilnahme an der Seite ihres Gatten bestattet, und kurze Zeit nach dem schauerlichen Vorfall verwischten die Wogen anderer Ereignisse das Geschehniß.

Und ich? Was war mit mir? Ich hatte nun doch meine Rache, und konnte triumphiren.

Aber merkwürdig, ich triumphirte nicht.

Ganz andere Gefühle durchwogten meine Brust. Eine wahnsinnige Angst vor meinem eigenen Ich schnürte mir das Herz zusammen. Ich suchte die Einsamkeit und mied die Menschen.

Ich wurde immer verschlossener und menschenscheuer. Nur eine kleine Nichte, ein blondlockiges, vierjähriges Mädchen, duldete ich zuweilen in meiner Nähe. Das süße, unschuldige Geplauder der Kleinen verscheuchte vorübergehend die düsteren Wolken von meiner Stirn.

Aber die Schatten der Gemordeten stellten sich immer häufiger ein. Der Fluch der bösen That ruhte nicht. Das grinsende Gespenst des Mordes verfolgte mich auf Schritt und Tritt. Und mit qualvollem Entsetzen wurde ich mir bewußt, daß der Dämon der Mordlust sich in meine Seele krallte daß er mich mit unwiderstehlicher Macht zu einer neuen Schreckensthat trieb.

Aber das Opfer dieses Mordes sollte ich diesmal selbst sein.

Ich wußte, daß es das einzige Mittel sei, mich aus den Polypenarmen des unerbittlichen Gespenstes zu befreien.

Große Vorberitungen erheischte diese letzte That ja nicht.

Ich saß einsam in meinem Arbeitszimmer, holte die Pistole aus ihrem Mahagonikasten und lud sie mit großer Sorgfalt. Es war eine vorzügliche Waffe. Sie wird ihre Schuldigkeit thun. Ohne jede Erregung spannte ich den Hahn und suchte mit kalter Ruhe nach der Gegend des Herzens.

In diesem Augenblick kam eine kleine Kinderhand von rückwärts her zum Vorschein und griff nach dem glänzenden Lauf der todtbringenden Waffe.

Ein feines Stimmchen flüsterte:

„Ach Ontel, was hast Du doch da für ein niedliches Spielzeug!"

Ich schrak heftig zusammen, meine Hand zuckte, der Finger berührte den Drücker, ein Schuß dröhnte durch das Gemach und streifte das Haupt des blonden Engels.

„Gelobt seist Du, gütiger, großer Gott!"

Die Kleine war unverletzt, nur die blonden Löckchen waren etwas angesengt. Sie war nur erschreckt und weinte.

Und dann — dann fiel es wie ein Schleier von meinen Augen, ich erwachte wie aus langem, furchtbarem Traume, wie nach der Krise einer schweren Krankheit. Wie in weiter Ferne sah ich die entschlafenen Gestalten meiner beiden, so früh dahingeschiedenen Freunde.

Und ich wußte jetzt auch, daß ich sie nicht getödtet hatte.

Meine kranthafte Liebe zu dem schönen Weibe, meine rasende Eifersucht hatten mich in die Nacht des Wahnsinns getrieben.

Krankhafte Phantasie war alles. Ein grausiges Werk der Gespenster des Irrsinns.

Mein armer Freund und seine Frau waren kurz hintereinander die Opfer einer mörderischen Epidemie geworden.

Aber ich war kein Mörder!

Und doch und doch! Ich kann den Gedanken nicht los werden. War es Wahn oder Wirklichkeit?

Hunger.

Von Julius Keller (Berlin).

Eine elende, dumpfige Stube im vierten Stockwerk eines grauen Hinterhauses. Kahle, rissige Wände, die einen feuchten Dunst ausströmen. In der Ecke ein eiserner Ofen, in dem ein paar Kohlen glimmen.

Auf dem Rande einer morschen Bettstelle kauert ein Weib. Jung an Jahren und doch greisenhaft. Gealtert durch Noth, Elend und Krankheit ... Ihre Wangen sind eingefallen, in den Augen lauert der Tod. Und bleich wie Wachs ist ihr Gesicht. Ein Kind ruht an ihrer Brust ... ein wenige Tage altes Kind, das sie nähren soll ...

Zu Füßen der Mutter hockt auf den Dielen ein etwa dreijähriges Mädchen ... Vertrocknet und siech, bleich wie die Mutter. Und die Lippen der Kleinen raunen immer nur wieder:

„Ich hab' Hunger ... so 'nen Hunger ...."

„Vater muß gleich kommen .... Wart' bloß noch ein bißchen .... Er bringt — zu essen."

„Ach nee! .... Wirklich?"

Und vor dem ungläubigen Blick, mit dem das Kind sie ansieht, senkt die Mutter das Haupt.

Da ertönen Schritte auf der ächzenden Treppe. „Vater!" ruft die Kleine und rappelt sich hastig vom Boden auf.

Der Mann tritt ein. Hastig, schwer athmend. Auch sein Gesicht ist bleich, eingefallen, hager. Jetzt hat die Kälte es bläulich geröthet.

„'n Abend!" stößt er rasch und düster hervor. Dann läßt er sich auf den zunächst stehenden Stuhl nieder. Das Mädchen aber umklammert seine Kniee und jammert: „Hunger, Vater, Hunger ... Hast wieder nichts?"

Er hebt das Kind empor und küßt es. „Gleich — gleich kriegst Du was," sagt er.

Ein Hoffnungsschimmer leuchtet in den Augen der Mutter auf. Sie blickt den Heimgekehrten fragend, erwartungsvoll an. Er schüttelt den Kopf, und ihr Gesicht verdüstert sich jäh. Wieder nichts! ... Das Kind an ihrer Brust jammert leise.

Er steht schnell auf und tritt zu ihr an's Bett.

„Alles vergebens," flüstert er. „Keine Arbeit zu erlangen ... Einen kranken Menschen will keiner. Epileptiker gehören in die Anstalt. Ein mitleidiger Meister schenkte mir ein paar Groschen, aber er sagte: „Krampfanfälle in meiner Werkstatt ... Das könnte fehlen ... Kann Ihnen ja jeden Augenblick was passiren ... Bedaure sehr ... Das war der menschenfreundlichste. Na, nun haben wir für heute Brot und Kaffee."

Das Kind hatte nur die letzten Worte aufgefangen.

„Brot ... Kaffee," wiederholte es jauchzend ... „Kochen, Vater, kochen."

Er machte sich an die Arbeit. Finster und wortlos ... Und wie er, eifrig hantirend, am eisernen Ofen stand, da verfolgten die Augen der Frau ruhelos jede seiner Bewegungen ... Er war so ganz anders heute ... Es gährte etwas in ihm ...

„Mach doch, Vater, mach," drängte die Kleine, „der Hunger ... der Hunger!"

Da hob er plötzlich die Faust empor und schüttelte sie heftig:

„Na wart nur, wart ... Sollst bald nicht mehr hungern!"

— — — — — — — — — — —

Elf Uhr war's vorüber.

Das Mädchen schlief in seinem winzigen Bettchen, der Säugling ruhte am Bett der Mutter in einem Korb.

Die Frau hatte sich völlig ermattet auf dem Lager ausgestreckt. Der Mann saß am Tisch und stützte das Haupt in die Hände, noch immer in dumpfem Brüten.

Endlich unterbrach ihre schwache Stimme die Stille.

„Fritz, zieh Dich aus. Was nützt das Grübeln. Komm in's Bett."

„Schlaf' nur ein ... und stärk Dich ... Ich ... gehe noch fort."

Sie richtete sich auf.

„Du — gehst noch fort? ... Wann?"

„Bald ... Vor Mitternacht!"

„Wohin?"

„Männersachen, Anna."

„Fritz! Darf ich es nicht wissen?"

„Später. Wenn ich wieder da bin."

„Wann kommst Du wieder?"

„Gegen Morgen denk' ich ... Wenn Alles glatt geht."

Zum ersten Mal blickt er jetzt gerade auf sie hin. Sie erschrock vor dem Ausdruck, der in seinen Augen glühte.

„Fritz ... sage mir Alles ... sprich Dich aus. Was meinst Du?"

„Na, — — ich meine — daß man nun lange genug ehrlich gewesen ist."

Sie wollte aufschreien, preßte aber heftig die dürre Hand auf den Mund.

„Du hast — Du hast etwas Böses vor," stieß sie endlich angstvoll heraus.

„Sage das nicht!" fuhr er auf. „Es ist nichts Böses, wenn man Frau und Kinder vor dem Hungertode bewahrt. Es ist verdammte Pflicht und Schuldigkeit ... Hab' ich mich nicht lange genug dagegen gewehrt?! Hab' ich nicht Alles versucht, he? ... Ich kann das nicht mehr mit ansehen, verstehst Du ... wie Du so an Entträftung dahinstirbst ... und ich kann das Kind nicht mehr greinen hören mit dem ewigen: „Hunger hab' ich, Hunger!" Und das Wurm da, das verkümmert, noch eh's zu Kraft kommt und wimmert, wenn's an Deiner Brust liegt ... Donnerwetter, das macht mich toll!"

„Fritz ... thu mir's zuliebe ... sei ruhig ... Ich ... ich bin gar nicht so schwach ... und Lieschens Hunger ... ist übertrieben, glaube mir ... Kinder ... in dem Alter ... haben immer Hunger, auch — wenn sie satt sind ... Und die Kleine gedeiht doch ganz gut ... kannst mir's glauben ... sie — sie nimmt schon zu, ich ... merk's deutlich. Es geht uns wirklich gar nicht so schlecht ... Fritz ... ich bitt' dich ... komm zu mir ... komm ... leg Dich her ... Komm doch!"

Er ging zu ihr und beugte sich zu ihr hinab. Da sprach Lieschen plötzlich aus dem tiefen Schlaf heraus:

„Hunger hab' ich, Hunger."

Jäh fuhr er wieder empor ...

„Sie hungert noch im Traum ... Nein, Frau, nein! ... Es muß sein!!"

Er raffte sich zusammen und riß seinen Hut vom Nagel.

Dann reichte er ihr die Hand.

„Ich thu, was ich muß. Adjö so lange."

Sie hielt seine Hand krampfhaft fest ...

„Ich lass' Dich nicht, Fritz!"

„Sei nicht kindisch ... Laß mich los ... oder ich thu Dir weh ..."

Sie umklammerte mit beiden Händen seinen Arm.

Da riß er sich mit einem kräftigen Ruck los, und kraftlos sank sie in die Kissen zurück.

* * *

Vor dem Hause ging ein großer, robuster Kerl auf und ab.

„Verdammte Memme!" murmelte er vor sich hin. „Hängst wohl wieder am Rockschoß. Weiberpack, vermaledeites!"

Da kam Fritz heraus.

„Na endlich," raunte der andere ihm zu. „Wie lange läßt Du mich in dem Hundewetter hier stehn .... Es ist höchste Zeit. Haste Muth — willste 'n Schnaps?"

Dabei reichte er ihm die Flasche, und Fritz setzte sie gierig an die Lippen.

„Na — Mutter einverstanden?"

„Laß das. Komm an's Werk."

„Also nicht? — Na, auch gut. Wird schon vergnügt werden — wenn se Dinke sieht ... Geh immer drei Schritte hinter mir — so, als ob De nich zu mir gehörst ... Bis dicht an's Haus ... bei das Sauwetter ist Gott sei Dank keine Menschenseele auf der Straße. Wird 'n Kinderspiel die Geschichte ...."

Dann schritt er davon ... Fritz in der bestimmten Entfernung hinter ihm.

* * *

Der Morgen graute.

Das arme Weib saß aufgerichtet im Bett und starrte krampfhaft nach der Thür. Die Kräfte erlahmten ihr, sie vermochte sich kaum noch zu halten.

Die Angst hatte ihr oft die Kehle zugeschnürt, und Blutwellen stiegen ihr vom Herzen herauf, so daß sie zu ersticken meinte ... Die Stimme versagte ihr ... es wurde schwarz vor ihren Augen ... sie glaubte es zu fühlen — das war der Tod ... Dicht vor ihr stand er ... und streckte die Arme nach ihr aus ...

Da hörte sie unten die Hausthür gehen und erkannte seine Schritte ... über den Hof ... auf der Treppe. Gleich darauf schloß er die Thür und trat in's Zimmer ....

Er kam direkt auf ihr Bett zu ... Mit unsicheren, schwankenden Schritten ... Sein Gesicht glühte in freudiger Erregung. Er zog einen großen Lederbeutel aus der Tasche, öffnete ihn und schüttelte den Inhalt aus über das Bett ... Ein Regen von Gold ... Es flimmerte ihr vor den Augen ... ihre Hände streckten sich aus; ihre dürren Finger zuckten nach den Goldstücken ...

„Na, Weibchen — was sagst Du nun?" raunte er ihr zu. „War das 'n guter Einfall, he?"

Sie starrte ihn an. Entsetzen und Abscheu sprachen aus ihren Blicken.

„So sage doch endlich einen Ton, Weib. Hörst Du nicht, alles ist glücklich abgegangen. Ein glatter Einbruch. Nicht mal Blut geflossen ... Na, Lene, nun gib mir einen Kuß und sei vergnügt!"

Er beugte sich tief zu ihr hinab ... Ein übelriechender Branntweindunst schlug ihr ins Gesicht, sie schrie laut auf und stieß ihn zurück. Er taumelte ....

„Weib, bist Du verrückt?"

Sie öffnete die Lippen, um zu sprechen ... Aber nur ein gurgelnder Laut kam hervor ... Und plötzlich durchzuckte es ihren Körper ... sie griff einige Male mit den Armen in der Luft umher ... dann schlug der Oberkörper jäh und kraftlos nieder.

Entsetzt näherte er sich ihr und sah hin ... Regungslos lag die Gestalt da ....

„Lene! ... Lene! ..." rief er und warf sich über sie ... „Lene, sieh doch! Gold!" ... Und seine Hände griffen in die Goldstücke, die über ihr Lager ausgestreut lagen. „Sieh ... aus ist's mit unserer Noth ... Lene ... Weib ... mach keinen Unsinn ... Lene!"

Starr und kalt lag sie da — wie einst seine Mutter dagelegen hatte, als alles aus war ... Das war der Tod ... Und er sank nieder an ihrem Lager, umklammerte ihre eisigen Hände, bedeckte ihr bleiches Gesicht mit Küssen und begann zu schluchzen, daß die heißen Thränen niederrannen auf das blinkende Gold in der Todten Schooß.

* * *

Drei Tage darauf begrub er sie ...

Bis sie unter der Erde war, bewahrte er fest sein Geheimniß ... Dann ging er, direkt vom Kirchhof aus, zur Polizei und stellte sich mit einem rückhaltlosen Geständniß.

„Ich habe bloß so lange gewartet," sagte er, „bis ich meine Frau hinausgebracht ... Meine Frau, für die ich das alles gethan ... Die Kinder, Herr Wachtmeister, für die wird ja nun wohl gesorgt, die kommen in's Waisenhaus? ... Na, gottlob — da brauchen sie wenigstens nicht zu hungern ...."

Ueber zwei Begegnungen mit Kaiser Wilhelm

erzählt der Pariser „Figaro" in einem Artikel über Monarchen auf Reisen: „In Venedig war es; man konnte Morgens den Kaiser in der Gondel an der Seite des Königs Humbert durch den Canal Grande fahren und ihn zur „Hohenzollern" geleiten sehen, die vor San Marco vor Anker gegangen war. Der Kaiser sprach viel und lebhaft, und alles an ihm lebte und schien in Bewegung. Als er eiligen und eleganten Schrittes die Landungstreppe an seiner Yacht hinaufstieg, konnte man sehen, daß der Kaiser ein sicherer und körperfester Turner ist. Kaum aber hatte er den Fuß auf das Verdeck der „Hohenzollern" gesetzt, schien er ein anderer Mensch zu sein. Es ist schwer, den majestätischen Ausdruck des etwas zurückgeworfenen Kopfes zu schildern, einen Ausdruck, in dem Vergnügen, Triumph und Stolz lagen und das schöne Gesicht verklärten. Das war nicht so sehr sein Schiff, das war der deutsche Boden, den er unter seinen Füßen fühlte. Wer von den hundert Amateur-Photographen, die diesen Anblick festhielten, nicht fühlte, daß Deutschland die Königin unter den Nationen ist, der war eben unfähig, in diesen kaiserlichen Zügen zu lesen. Man hörte den Kaiser lachen und alles, der Himmel, das Wasser, der Dom, der Doggenpalast schien sich zu freuen, daß der Dreibund durch den Willen dieses blonden Mannes mit dem befriedigten Herrscherblick lebte. — Das zweite Mal sah ich den Kaiser in Wilhelmshöhe; er kam vom Manöver. Ein elegantes Publikum von etwa hundert Personen, darunter viele Offiziere, bildeten vor der Einfahrt zum Schloß ein Doppelspalier. Kein Polizeiagent war sichtbar. Die Fahrbahn für den kaiserlichen Wagen war so schmal, daß man mit ausgestrecktem Arm den Wagenschlag hätte berühren können. Der Wagen fuhr im Schritt. Die hundert Menschen riefen ihre Hochrufe, als wären es Tausende. Der Kaiser lächelte und grüßte mit dem zufriedenen Blicke eines guten Familienvaters, der auf dem Heimwege sich seiner getreuen Vasallen freut. Alles an ihm war „freundlich" (der Franzose gebraucht das deutsche Wort), ganz anders, als der von Stolz gehobene Monarch, den ich an der Adria erblickt hatte."

Vielseitig.

Richter: „Worin besteht denn eigentlich Ihre Beschäftigung?"

Stromer: „Vormittags thu ich junge Hunde aufpäppeln — i hab alleweil a viere, fünfe in mein Bett — über' Nachmittag bin i in aner Schaubudick als: „Dame mit Bart!" ausgestellt und am Abend mach' i im Kurpark drüb'n das Nachtigallenschluchzen!"

Schöne Gegend.

A.: „Das ist wohl eine berüchtigte Gegend, in der Sie wohnen?"

B.: „Na, ich sage Ihnen, bei uns erscheint sogar eine Zeitung, die giebt als Sonntagsbeilage das — Strafgesetzbuch in Lieferungn!"

Der neueste Kalauer.

Frage: Was für ein Unterschied besteht zwischen einem Reis essenden Chinesen und einem verfolgten Dieb?

Antwort: Der Chinese nimmt Reis ein, der Dieb aber Reißaus.

Auf dem Kolleg.

Professor: „Herr Kandidat, Sie haben jetzt wieder einmal nicht aufgepaßt, wo ruhten ihre Gedanken?"

Student (welcher den letzten Satz nicht ganz verstanden hat): „Sie lagen auf der Bärenhaut und tranken immer noch eins!"

Im Schneider-Atalier.

Prinzipalin: „Was wünschen Sie, mein Herr?"

Journalist Borgwitz: „Ich wollte gern meine Schneiderrechnung bezahlen."

Prinzipalin (plötzlich in Thränen ausbrechend): „O Gott, wenn mein armer verstorbener Mann das erlebt hätte!"

Gewissenhaft.

„Die Beleidigung, welche mein Papagei gegen Herrn Stengler ausgestoßen hat, nehme ich hiermit mit Bedauern zurück."

Kindermund.

Der kleine Fritz: „Liebe Moma, ich möchte zu meinem Geburtstage auch so eine hübsche rothe Nase haben, wie Onkel Franz!"

Deutlicher Wink.

„Begleitet sie Ihre Frau Mama denn immer, gnädiges Fräulein!"

„Auf der Hochzeitsreise würde sie mich wohl nicht begleiten!"

Der boshafte Photograph.

So, nun machen Sie 'mal ein recht ehrliches Gesicht! Herr Bankdirektor."

Modernes Inserat.

Gesucht wird ein Ausrufer für eine Auktion, derselbe muß Bauchredner sein, um gleichzeitig mitbieten zu können.

Auch ein Schüler.

Herr (dem Bettler eine Gabe reichend): „Will Ihr Begleiter auch was haben?"

Bettler: „Nein, der nimmt blos bei mir Fechtstunden!"

Ein Frechling.

Meister: „Ich werde Dich bald fortjagen."

Schusterlehrling: „Kriege ick in dem Fall ooch — wie die Minister — eenen Orden?"

Bescheid.

Student Rummel: „Was machst Du da für ein trauriges Gesicht, Bummel? Was hast Du?"

Bummel: „Nichts, das ist eben mein Unglück!"

Er wird sich hüten.

Frau des Feldwebels (welche gerade am Kasernenplatz vorüber kommt, wo ihr Mann die Rekruten herunterschimpft): „Na, das sollte er zu Hause einmal probiren."

Aus der Rolle gefallen.

Der Ritter: „Sprich, was hat Graf Amalviva Dir in's Ohr geflüstert?"

Statist (der die Frage unbeantwortet lassen soll): „Der? Ein Esel hat er mi g'heißen, weil i mi zu weit vorg'stellt hab'!"

Das Schlimmste.

Frau (zu ihrem Manne): „Rauchen erzeugt Katarrh, Husten, Verschleimung und kann sogar Geistesstörungen zur Folge haben."

Gatte: „Was Du sagst!"

Frau: „Ja, und was das Schlimmste ist, es ruinirt die Gardinen."

Vexirbild.

Wo sind die beiden anderen Kaffeeschwestern?